

# Seewasser.

Seine Verwendung in gutes  
Ernt- und Wirtschaftswasser.

Das Wasser gehört zu den Stoffen, die auf unserer Erde am meisten verbreitet sind. Wir finden es auf, über und unter dem Erdboden, in flüssiger, luftförmiger und fester Form. Etwa sieben Zehntel der ganzen Erdoberfläche sind von den großen Weltmeeren bedeckt, die sich mittels ihrer Zirkulation, der Flüsse, Bäche, Weiser und Quäden, bis ins Innere der Festländer erstrecken. Die unteren Erdboden umgebenen Luftschichten sind mit gasförmigem Wasser gesättigt, und wir leben fast ausschließlich auf Grund eines tiefen mit Wasserdampf gesättigten Ozeans. Ebenso birgt die Erde in ihrem Inneren gewaltige Wassermassen, die teils als Grundwasser ausgebeugt, bald stehende, bald in fließende Bewegung befindliche unterirdische Seen, Ströme und Flüsse bilden, teils von den Gesteinen der Erdkruste aufgefangen oder an diese chemisch gebunden sind.

Während die in der Luft schwebenden Wasser gasartig und die im Erdboden und auf der Tagesoberfläche befindlichen zumeist flüssig sind, werden die Polarmeere und die Spitzen der hohen Berge von festem Wasser bedeckt, das hier in großen Mengen als Eis und Schnee auftritt. Das Wasser bildet auch einen der wichtigsten Baustoffe aller pflanzlichen und tierischen Lebewesen. Der menschliche Körper besteht zu 70 v. H. aus Wasser. Da ist es denn leicht erklärlich, daß wir ohne Wasser nicht sein können und zur Aufrechterhaltung der Lebensvorgänge dieses Wasser bedürfen. Im allgemeinen macht dessen Beschaffung bei seiner großen Verbreitung keine großen Schwierigkeiten. Gleichwohl stellen sich solche Stellen ein, und zwar insbesondere gerade in der Nähe der größten Wasseransammlungen, nämlich an und auf den Weltmeeren.

Auf dem Festlande liefern Quellen, Brunnen, Flüsse und Seen für die meisten Leute taugliches Wasser. Das als Quell- und Brunnenwasser aus der Erde gutage tretende Wasser enthält stets mehr oder weniger fremde Bestandteile, wie Kochsalz, Kali, schwefelures Natrium, Gips, Kalk, Magnesia usw., die es beim Durchfließen der unterirdischen Gesteinsschichten aufsteigt und mitnimmt. Gleichwohl ist es gewöhnlich als Trinkwasser vorzüglich geeignet. Weniger gut sind die meisten Fluß- und Teichwasser, da sie häufig schädliche Stoffe enthalten. Vollständig unbrauchbar ist das Meerwasser, das zwar nur selten Trinkwasser, aber einen hohen Salzgehalt besitzt, der es ungenießbar macht. Der durchschnittliche Salzgehalt der Meere beträgt 3,5 v. H. Der Hauptteil davon ist Kochsalz, nämlich 2,7 v. H., dann folgen Chlorcalcium mit 0,33, schwefelures Kalium mit 0,13, Chlorcalcium mit 0,08 v. H.; außerdem noch kohlenures Kalium und einige andere Salze in ganz geringen Mengen. In einzelnen Meeren ist der Salzgehalt geringer, in anderen höher. So stellt er sich in der Dniepr im Schwarzen Meer auf 2 v. H., im Mittelmeer auf 3,88, im Toten Meer dagegen auf 25 v. H.

Für die auf dem Meere fahrenden Schiffe und Stelmenen auch für die Bewohner von Inseln und Küstendörfern, deren Grundwasserflüsse unter der Meeresoberfläche liegt, ist die Versorgung mit gutem Trinkwasser oft sehr schwierig, trotzdem sie ringsum von Wasser umgeben sind. Das Meerwasser ist ungenießbar, Regen, Schnee und Hagel, die ein brauchbares Trinkwasser liefern könnten, sind selten. Bei den Schiffen ist auch die Grundfläche im Verhältnis zu der Mannschaft zu klein, daß das auf sie kommende Niederschlagswasser, selbst wenn ein reichliches Aufkommen möglich wäre, dem Bedarf bei weitem nicht entsprechen würde. Wie sich nun helfen? Früher nahm jedes Schiff beim Antritt einer Reise so viel Wasser ein, wie für die Besatzung während der ganzen Reisezeit erforderlich war, ein Verfahren, das sich zwar nicht umgehen ließ, aber unvernünftig manche Schiffsreisen hatte. Es liegt auf der Hand, daß bei langen Reisen, namentlich in heißen Gegenden, das Wasser verdunstet, ungenießbar wird und ungesund wird. Auch steht bei durch irgendwelche Ursachen verzögerter Fahrt oder bei Schiffsabgängen eines oder mehrerer Wasserbehälter stets die Gefahr des Wassermangels im Hintergrunde. Von wachsender Wichtigkeit dieser Angelegenheit ist aus den Schilderungen von Schiffbrüchigen, die nach langem Umherirren auf dem Meere gestrandet wurden, bekannt. Das sind wirkliche Rantalsagen, wenn der Mensch, obgleich er vollständig vom Wasser eingeschlossen ist, verdurstet.

Diesem unvollkommenen Zustand ist jetzt ein Ende gemacht, indem Vorrichtungen geschaffen wurden, mit denen es möglich ist, Meerwasser

zu jeder Zeit und in beliebigen Mengen in gutes Trinkwasser zu verwandeln. Dies war nun so notwendig, als bei den großen Abmessungen unserer neueren Schiffsdampfer, die oft hundert Menschen bergen wie eine kleine Stadt, ein Mitführen von genügendem Wasser vorräten kaum anging wäre. Dazu kommt noch, daß Meerwasser auch für die Dampfheizung der Dampfschiffe sehr unvorteilhaft ist, man also auch diese gern mit reinem Wasser speist, was den Bedarf an solchen noch erheblich vergrößert. Auch diesem Zweck kommen die Wasserumwandler zugute, deren Hauptteil Verdampfer bilden. In diesen wird Meerwasser in Dampf umgewandelt und in angeschlossene Kühlräume abgeführt, während das Salz zurückbleibt und von Zeit zu Zeit abgelassen wird. Das gekühlte Wasser ist zum Kochen, zum Waschen und zu allen anderen gewöhnlichen Zwecken ohne weiteres zu gebrauchen, nicht dagegen als Trinkwasser, da es salzig und abstoßend schmeckt. Der Grund hierfür ist nicht etwa in einer schlechten Beschaffenheit des Wassers zu suchen, das vollständig rein und frei von fremden Beimengungen ist, sondern in dem Gehalten von Natrium und verschiedenen Salzen, die die Quellung, Brunnen- und sonstigen Wasser schmackhaft machen. Diejenige Umwandlung, die man dadurch herbeiführt, daß man das Wasser nach seiner Rückführung durch Nieselstürme abtropfen läßt, wobei es einem Luftstrom entgegenfällt und Luft in sich aufnimmt. Auch legt man Salz und andere Stoffe zu, welche den Geschmack beeinflussen. Derart behandeltes Meerwasser steht in Güte, Geschmack und Befindlichkeit hinter gutem Quell- und Brunnenwasser zurück. Übertrifft dieses noch insofern, als es vollständig frei von allen schädlichen Keimlebewesen ist.

Infolge der guten Erfahrungen, die mit solchen Wasserverbesserungsanlagen bereits gemacht wurden, befruchtigt ihre Verwendung nicht mehr allein auf Schiffen, sondern man benutzt sie auch zur Versorgung von Haushaltungen und selbst ganz Oertlichkeiten mit gutem Trink- und Wirtschaftswasser an solchen Stellen, wo gutes natürliches Wasser fehlt. Ausgezeichnete Dienste haben sie während des jetzigen Krieges auch vielfach vorrückenden Truppen geleistet, wenn diese in den bezogenen Stellen kein brauchbares Wasser vorfinden.

## Eine amerikanische Doktorfabrik.

Leber eine amerikanische Doktorfabrik, von der man hierzulande kaum etwas gehört hat, berichtet der Berner Bund. Es ist die sogenannte Oriental University in Washington, D. C., die sich in der Person von Herrn „Professor und Rechtsanwalt“ Aloys Demole in Genf, Schweiz, einen eigenen Vertreter bestellt hat, um mit ihren amerikanischen Zweigen zu arbeiten und sie gegen künftige Angriffe an den Mann zu bringen. Auch die Titel des Herrn Demole stehen auf schwachen Fundamenten. Er ist nicht praktizierender Rechtsanwalt, hat an der Universität Genf das Doktorat in Rechtswissenschaften nicht bestanden und keine Stellung bekleidet, die ihn zur Führung des Titels Professor berechtigt. „Er hat das Recht, sich Professor zu nennen, wie jeder Masseur und Tanzlehrer,“ wird antwortlich gemeldet.

Wie wir einer Zuschrift von Professor Dr. O. Tobler an den Berner Bund entnehmen, stimmen über die Frage der Rechtmäßigkeit der Titel der Oriental University die Ansichten in Zürich, Bern und Genf völlig überein. Nur in bezug auf den Wert dieser Titel — und das ist die Hauptsache — gehen die Meinungen gründlich auseinander. Die Meinung in Zürich und Bern ist nicht aus Besorgnis entstanden, sondern wesentlich waren ausschließlich amerikanische Urteile von Sachverständigen.

Der amerikanische Konsul in Bern schreibt: „Es ist nicht empfehlenswert, sich mit der Oriental University abzugeben.“ (August 1917.) Das amerikanische Staatsdepartement äußert sich wie folgt: „Trotz der gesetzlichen Ermächtigung hat die Oriental University keine Stellung oder Rang in den Ver. Staaten. Diefelbe wird von einflussreichen Leuten oder Verbindungen nicht anerkannt. Die Diplome derselben haben wenig oder gar keinen Wert. Unzulässigerweise scheint ein Missverständnis zur Aufnahme dieser Institution in die Verbindung amerikanischer Lehrinstitute geführt zu haben. Diese Mitgliedschaft ist es, welche die Universität in ihren Annoncen ausbeutet. Das Erziehungsdepartement hat den Vorlebern der amerikanischen Lehrinstitute die Aufgaben über die Oriental University zur Kenntnis gebracht, und es wurde ferner mitgeteilt, daß diese Universität in nächster Zeit von der Liste der anerkannten Mitglieder der amerikanischen Lehrinstitute-Verbindung (Association of American Colleges) getilgt werden wird.“ (April 1917. Nach einer beglaubigten Kopie.)

Die Carnegie-Stiftung schreibt: „Die Oriental University ist das Muster

eines Institutes, bei dem es sich darum handelt, durch freche Fälschung finanzielle Vorteile zu erreichen. Sie wird geführt von Männern, deren Mangel an Kenntnissen sich schon im Gebrauch der extraganzanten Sprache ausdrückt und welche verurteilten, bezahlende Studenten anzulocken, indem sie ein Lehrprogramm aufstellen, das in den Augen der Autoren ungenügender erscheint. Die gedruckten Zirkulare dieses Institutes sind ein Gemisch von Unsinns und sofort als lächerlich und pathetisch erkenntlich. Ein „Auszug und abgekürzte Liste der Kurse, welche durch diese Universität gelehrt werden“, enthält als Gegenstände des Unterrichts: „Weltgeschichte, Schreibrunst, Geistliche Einfühlungslehre, Biblische Hermeneutik, Lebensentwöhnung, Theoretische Therapie, Gattliche Sprache, Japanisch, Vedantisch, Philosophie, Praktische Kurse in physischer Vermittlungslehre und Geistesphotographie.“ Dreiundzwanzig verschiedene Grade können durch abwendende Studenten erlangt werden. Das „Federal Government“ sollte eine solche „Universität“ nicht dulden. (Nach einer beglaubigten Kopie.)

Ein wertvollster dürfte aber das Urteil des gegenwärtigen „Directors“ der Oriental University sein, das er mit erstaunlicher Unbefangenheit dem Abgeordneten der schweizerischen Gesamtheit in Washington abgab: „Daß die Titel nur zur Verfertigung der Titelkarte abgegeben werden, daß ihnen ein akademischer Wert nicht beizumessen ist.“

Professor Tobler schließt seine Zuschrift wie folgt:

„Das alles läßt doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; das befreit außer Herrn Demole jedermann. Was soll man aber von einem Menschen halten, der trotz genauer Kenntnis der Sachlage sich zum Mittelmänn in einem Pamphletgeschäft hergibt? Freilich: er erhält von jedem durch ihn vermittelten Doktoranden 80 Fr. Daher kein Skandal.“

Herr Demole hatte die ungenügende Behauptung aufgestellt, daß Berner Professoren beim Charoltenburger Doktoratwettbewerb mitgedankt hätten. „Soll ich die peinlichen Beweise zur Deutlichkeit bringen?“ schrieb er. Sensationelle Enthüllungen über Korruption an der Berner Universität standen demnach in Aussicht. Deutlich wurde Herr Demole aufgefordert, die Beweise zu erbringen und Namen zu nennen. Er ließ es bleiben; auch in seinen Briefen ging er auf diese „peinliche“ Angelegenheit mit keinem Worte ein, dagegen erklärt er stolz: „Schluß der Debatte!“ Er kann also die ungenürende Verdächtigung nicht beweisen. Wie heißt man einen Menschen, der mit solchen Unwahrheiten hausieren geht? Jeder Keifer kann sich die Antwort selber geben.

## König als Bauherr.

Preußens größter König, der dem Bauwesen die reichsten Geldmittel aus den Einnahmen des Staates zuwandelt, beehrte die Architektur seiner Pläne, die Architekten und Ingenieure, selbstverständlich mit tiefer Anerkennung. Als J. A. der Erbauer des Schlosses Sanssouci, das niemand heutzutage ohne ehrfürchtigen Schauer betrügt, vom König nachträglich 30,000 Taler forderte, schrieb Friedrich der Große an den König: „Ich unterschreibe, daß Sie Mißgunst zu 30 Tausend Taler noch betrogen wollen.“ Eine andere Marginalbemerkung lautet: „Die Landmessers und Baumeister feindt lauter Böshafen und bescheide ich, das man sich nach christliche und hohle Leute um die Welt soll.“ Selbst der langjährige Freund des Königs, Knobelsdorff mußte sich bei der Ausführung und des Schlosses in Charlottenburg und des Berliner Opernhouses im Jahre 1742 gefallen lassen, daß der König ihm an den Schluß einer Kabinetsorder mit eigener Hand schrieb: „Er existiert nicht, wie ich es haben will, und ist faul wie ein Artillerieoffizier.“ Als Friedrich im Jahre 1775 die erste königliche Bauakademie im Berliner Schloß begründete, schrieb er an den Rand der Kabinetsorder: „Tumme Teufel müssen sich darunter ebenso wenig als Windbeutel einschleichen. Vor offenen Köpfen und jungen Leuten von Applikation und guter Erziehung soll der Zugang offen stehen. Ich glaube daher, daß man sich auf Berlin, wo die Erziehung größtenteils schlecht ist, nicht einschränken, sondern aus denen Provinzen dergl. junge Leute aussuchen muß.“

## Sohlen aus Pflanzenfasern.

Das „Kritische Tageblatt“ von Kopenhagen berichtet: Zwecks Verwertung einer dänischen Erfindung zur Herstellung künstlicher Sohlenlebens aus Pflanzenfasern ist eine Aktien-Gesellschaft gegründet worden, die Anfang Juli die ersten Fabrikate unter dem Namen „Vulkanleder“ auf den Markt gebracht hat. Das Fabrikat soll laut Angabe der Materialprüfungsanstalt sowohl hinsichtlich der Stärke wie Wasserfestigkeit dem Naturleder um etwa 50 Prozent überlegen sein.

## Bauernsitten in Oberösterreich.

Von J. Feig (Gren.).

Gleich dem Adel und der bürgerlichen Gesellschaft hat auch der Bauernstand seine eigene Etikette, auf die er hält und deren Außerachtlassung er als eine persönliche Beleidigung empfindet. Mit den Umgangsformen gehen aber auch altüberkommene Gebräuche Hand in Hand, die in manchen Gegenden noch getreulich nach der Ueberlieferung der Vorfahren gehalten werden. Es ist bekannt, daß der Bauer, er möge nun am Wege oder an der Arbeit sein, nicht nur feinesgekleidet, sondern auch Fremde zu begrüßen und anzusprechen pflegt. Es widerstrebt ihm, an jemandem vorbeizugehen, ohne ihm einen Gruß zu spenden, denn ein landläufiges Sprichwort sagt ihm: „Netta a Sau tut sein Grunna, wann' f bei oan bobel geht.“ Um so mehr ist es eine Pflicht der Menschen, nicht gleichgültig aneinander vorbeizuhüpfen. Und wenn eine solche Begrüßung auch aus nichts anderem besteht, als aus den gangbaren Redensarten: „Hoah is heunt“, „i moa leibt“, „s kimmt a Weba“ oder „No, nüt gar z' fleißi“ oder „Holt allweil tüßri“ antwortet und die Antwort darauf lautet fast regelmäßig: „Ja, a wenig“ oder „Was will ma denn too, wann' sei muag“. „Ist es am frühen Morgen, heißt es: „Ist es am Abend noch irgendwo gearbeitet, sagt er, der bereits seine Arbeit beendet hat: „No, mochs' s' no nüt freier'nd? Muring is so a no a Ta.“ Bei solchen, die eine besondere Stellung einnehmen, wird dem Du-Worte gewöhnlich noch das Ehrenprädicat „Herr“ hinzugefügt. So kann man oftmals hören: „Du Herr Waugamaalla“, „du Herr Postmaalla“, auch öfter „du Herr Nachbar“, wenn eben der Anrufer einen größeren Besitz hat als der andere.

Kommt ein Besucher in die Stube, so wird ihm dadurch Achtung erwiesen, daß ihm ein Laib Brot mit einem Messer vorgelegt wird mit der Einladung „geh schneid a“. Geschneid das nicht, so müßt sich der Gast getränkt und müßt seinem Brot mit den Worten zu: „Nüt amal abschneidn hat er mi laßn.“ Im Wirtshaus gehört es zum „guten Ton“, bevor einer den ersten Trunk tut, zu sagen: „I bring da's“, worauf der Tischgenosse erwidert: „G'fo' n' da's Got“. Das Anstoßen ist nicht Bauernart.

Tritt einer in ein Haus, wo die Familie und das Gefinde eben beim Mahle sind, so ist es üblich: „G'engeng's Got!“ zu sagen, worauf die Gegebenen: „Wia bedanken ins“ erwidern.

Kommt aber der Bauer in einer Wirtshaus neben einem fremden Gast zu sitzen, dem eben das Essen aufgetragen wird, so sagt er: „Redt guaten Appetit zan Speisen“ oder auch kurz: „Guat'n Appetit!“

Die meisten alten Gebräuche haben sich bei den Hochzeiten erhalten, die ausschließlich in dem vortrefflichen Buche: „Aus der volkstümlichen Ueberlieferung der Heimat“ von Balthasar Amand Baumgarten beschrieben sind, dem wir einiges entnehmen.

In früherer Zeit war der „Hochzeitsabend“ eine gar wichtige Person, denn er mußte ein gutes Mundwerk haben und seine Mißgunst zu anzubringen wissen. Gewöhnlich war es ein Keimbruch, durch den er die Bekannten und Nachbarnleute des Brautpaares zum Strögen und dem danach folgenden Hochzeitsmahls einladet. War der Lader mit seiner Ansprache fertig, so wurde ihm ein gutes Glas Most vorgelegt, in angenehmeren Säulern erhielt er als Geschenk auch eine alte Henne. Wiederholte sich das an mehreren Orten, so wurden diese Hennen oder Gähne gesammelt und in einer Rübelsuppe als erster Gang bei der Hochzeitsfeier aufgetragen.

Im Innviertel war es auch der Brauch, daß sich einige Tage vor der Vermählung die Verwandten im Hause der Braut einfanden mit irgend einem Geschenk, was man „in d' Hojat trag'n“ nennt.

Im oberen Mühlviertel war es üblich, daß, wenn die Braut aus einem armen Hause stammte, sie in Begleitung der Kränzlerinnen in der eigenen und in der Nachbarkirche der Hochzeitsfeier „einsammeln ging“. Auf diese Weise erhielt sie Geld, Wirtshaus, ein Stück Leinwand und dergleichen, daß sie leichter „haufen“ konnte. Als Hochzeitsgast ist der Derzich (Dienstag) der beliebteste. Auch Montag und Mittwoch werden Hochzeiten abgehalten, aber meistens

von denen, wo der eine Teil schon verheiratet ist. Darum heißt es auch in einem Sprichwort:

„D' Widicha- und d' Montabräut' habent na loa recht' Freud“.

In Steiermarken, Meißkirchen, Borsdorf war es lange Zeit Brauch, am Sonntag des dritten Aufgebots im Hause der Braut zusammenzukommen und die Kränze für die Jungfrau, sowie die Straüße für die Hochzeitsgäste zu binden, wobei es recht lustig zugeht und abends wohl auch ein Tänzchen gezwungen wurde.

Im Traundviertel und in der Gegend des Altsees wurde am Samstag vor der Hochzeit gewöhnlich das Heiratsgut zugeführt, das die Braut von den Eltern erhielt und das in dem Heiratsbett, der Einrichtung, Wäsche und der Heiratskuch bestand. Die letztere wurde aber möglichst reichlich verkauft oder vertauscht, da der Brautglaube besteht, im eigenen Hause hätte man mit einem solchen Stück Vieh — sein Glück!

Im Innviertel dürfen bei der Ausstattung auch Spinnrad und Nocken nicht fehlen, und die Kränze sollen mit Flaß und Leinwand voll gefüllt sein, wenn es eine alte, aufrechte Bauernwirtschaft ist, der die Braut entstammt.

Im Mühlviertel sitzen beim „Güterfuhrer“ nächst der Braut auch der Brautvater und die Kränzlerinnen auf dem Wagen, der von Spielstücken begleitet wird. Beim Hause des Brautigams angelangt, wird Halt gemacht, die „Fuhr“ abgeladen, und man geht es wieder ans Essen, Trinken und Tanzen, wie es auch vor der Abfahrt aus dem Elternhause der Braut geschehen ist.

Eines alten Brauches, der sich einst im oberen Mühlviertel eingebürgert hatte, soll hier noch gedacht werden. Dort war es Sitte, daß der Brautigam mit den Hochzeitsgästen sich die Braut vom Elternhause abholen mußte. Zuerst wurde ein Ständchen gebracht. Hierauf klopfte der Brautigam an die verschlossene Haustür. Wenn diese aufging, erschien auf der Schwelle ein altes, häßliches Weib mit der Frage: „Was möllt's?“ — „Mein' Braut“, entgegnete der Suchende. „Da is ehndr“, gab die Alte, auf sich deutend, zurück, worauf der Brautigam wieder wegging. Dieser Vorgang wiederholte sich noch einmal, und erst bei der dritten Anfrage trat ihm die Braut selbst entgegen, umgeben von den Eltern, der „Zubrau“ und ihrer „Gedn“.

Auch für die Reputation gab es ganz besondere und eigentümliche Sitten. In alter Zeit gingen im Traundviertel der Brautigam und sein Bestand mit entblößtem Degen zur Kirche, daß, wie es heißt, die Braut nicht geraubt werden konnte.“ Ein Anflug an die alte heidnische Urbarterte des Brautstiefens.

Wenn einige dieser Gebräuche auch nicht überall mehr eingehalten werden, so finden sie sich doch heute noch in manchen Gegenden vereinzelt vor, einnehmend an die gute alte Zeit, in der der Großvater die Großmutter traf.

## Johannisnacht — Johannisrauber.

Johannisrauber! Wenn die dumpf hallenden Glockenklänge in der Johannisnacht die Geister rufen, anfinden, dann loben nicht allein auf allen Bergen die Johannisfeuer, es zieht auch ein geheimnisvoller Name durch die Natur. Zauberkräfte werden nach, die das ganze Jahr hindurch in Grabesstamm gelegen. Der, der sie sich dienstbar zu machen weiß, ist gefeit gegen Krankheit und Verderben und vermag auch obendrein noch einen Blick in die Zukunft zu tun. Gerade in dem Zauber der Johannisnacht wird es mehr als sonst offensichtlich, daß das Johannisfest nichts anderes ist als der kritische Nachtag des altheidnischen Festes der Sonnenwende. Die Anschauungen der Altvordern wurzeln so tief im Volksgemüte, daß die Lehren und Prediger der christlichen Kirche sie alle die Jahrhunderte hindurch nicht auszurotten vermocht hat, und heute noch wie in den ältesten Zeiten unseres Volkes ist der Johannisabend ein Werktag erster Ordnung.

In der Johannisnacht gilt es, sich gegen die bösen Naturdämonen zu wehren, die nach dem Volksglauben das amselige Menschenlein auf Schritt und Tritt bedrohen. Darum wird man weiß und Zentrant ins Sonnenwendfeuer, sieht durch die Blumen des Rittersporns in die Flammen, damit die Augen das ganze Jahr gesund bleiben, und wirkt zugleich die ganze Pflanze in die Blut, damit alles Unglück mit ihr verbrenne. Gedankt man eine Reise zu tun, so springe man dreimal im Uhr und zurück durch das Feuer, um Glück unterwegs zu haben. Unverwundbar wirkt die durch einen süßen Sprung durch die Flammen, und Kehlen vom Johannisfeuer vergraben man neben dem Haus, damit der Blitz es nicht treffen. Wirft man die Asche auf die Felder, so tragen sie hundertfältige Frucht, und streut man davon dem Vieh in die Krippe,

so gedeiht es über alle Massen. Aber das Sonnenwendfeuer tut es allein nicht. Da muß man noch andere Zauberkräfte zu Hilfe nehmen. Ein Süßwein, das in der Johannisnacht von einem Jungweibchen geschmeckt und auf die Tischplatte genagelt wird, bringt Gesundheit und Anholde zu Fall. Willst du allezeit einen gedeckten Tisch haben, dann binden in der Johannisnacht kleine Sideln an deine Hüfte und schreite so durch das reifende Korn.

Der größte Zauber aber wohnt doch in der Johannisnacht den Pflanzen und Kräutern inne. Nicht allen, sondern nur anserlichen unter ihnen. Da ist vor allem das gelbblühende Johannisraut, das im Volksmunde weit mehr unter dem vielfachen Namen Zagetel, Zuefelfucht, Zuefelfucht bekannt ist. Ihm wohnt ein Zauber inne, der jeden Dämon bannt und der selbst den sonst allwissenden Teufel fernhält. Jeden Zauberer und Hexenmeister kann man durch ihrer Hilfe leicht entdecken. Hat man Verdacht, daß ein solcher sein Unwesen treibe, so braucht man nur die wunderwirkende Wurzel unter das Tischschloß zu legen. Der Zauberer wird dann eine seltsame Unruhe empfinden, und schließlich muß er, da durch die Macht der Wurzel sein Zauber gebrochen ist, Gals über Kopf davonlaufen. Schaut man die Blätter des Johannisrauts durch das Licht an, so gewahrt man viele helle Punkte. Sie rühren davon her, daß der Teufel, erbot über die Macht seines größten Feindes, alle seine Blätter mit Nadeln durchsticht. Werden die gelben Blüten und Knospen zusammengepreßt, so erhält man einen dunklen Saft, der einem Blutstropfen ähnelt. Sorgfältig hebt man ihn das ganze Jahr hindurch in blechernem Vießchen auf, denn er „sann Wunder tun“. Der Saft des Johannisrauts wurde den Hexen eingegeben, damit sie bei der Zortur die Wahrheit sagen sollten. Ein Trank aus Zagetel und Distelfarnen gebraut, der bei den Segenberfolgern unter dem Namen Liebesam bekannt war, sollte alle Gewalt des Teufels in den Gesehterten vernichten.

Die Kraft des Johannisrauts geht aber noch weiter. Es vermag dem, der es richtig angewendet weiß, auch die Zukunft zu entkräften, und besonders in Liebesdingen soll es ein untrüglicher Prophet sein. Wer wissen will, ob er ein Mädchen, das er lieb hat, demnach heiraten wird, pflanzt am Johannisabend zwei Johannisrautchen nebeneinander in eine alte Wanne, wie man es in Weßfalen zu tun pflegt. Weigen sich die beiden Kräuter später mit den Stielen zueinander, so wird ein Eheband die Folge sein. Die weissenbürtigen Wägdlein aber müssen den Johannisraut aus neuerlei Kräutern werfen, während die Flammen des Johannisfeuers lodern. Der Kranz wird von seiner Hinderin rückwärts auf einen Baum geschleudert. Das Mädchen, dessen Kranz nach einmaligem Werfen am Baum hängen bleibt, heiratet noch im selben Jahre. Sonst muß die Maid noch so viele Jahre auf den Freier harren, so oft der Wurf mißglückt ist.

Das Johannisraut steht auch im Ane, die vielgerühmte Springwurzel zu sein. Der Zauberer, der seine Weisheit die Schätze der Erde dienlich macht, dort, wo die Erde Metallreichtum birgt, leuchtet ihre Wärme wie ein gelber Stern. Doch nur in der Witternachtsstunde ist dieser Zauber fruchtig. So hat sich denn ein reicher Kranz von Zauberkräften um das Johannisraut gewickelt, und es ist im Volksgemüte zur gegenwärtigen Pflanze für uns arme Menschenfinder geworden.

## „Mein Ideal“.

Von Peter Hofegger.

Ein schöneres Ideal hat noch Niemand gekannt, Als meine sehnsüchtige Seele es hegt. Ich seh' ein Paradies auf Erden erblühen, Das wieder die Freude, die Liebe trägt. Ich sehe die Wälder des Erdenalls Im Glanze der glorieichen Einheit stehen, Ich seh' auf den Zinnen der Träne, des Wechsels, die Fahne des Friedens wehen. Ich seh' nur die Wäffe des Geistes geschleudert Zum Troste dem Nordleite, zum Troste dem Südwälder, zum Troste dem Schwärzer. Ich sehe das Eiten dem Reue des Feld's, Der tausenden Werkstätten angeleitet. Ich sehe die Frau am bänischen Herd, Steine Elanin der Willkur, der Mode mehr. Eine Brieftierin der mildleuchtenden Flamm, In der Liebe Aitar, des Hauses Ehr'. Ich ahne — ich sehe die herrliche Zeit, Ich sehe zur Jugend die Wahrheit sich reifen. Die Wälder in Liebe verschlungen und frei, Ich sehe die Menschen — Menschen tein!

„Mein Ideal“ überschrieb Peter Hofegger sein Lied, das eines seiner letzten sein sollte. „Mein Ideal“ — es ist eine Art Vermächtnis. Gesehen sei der Tag, der es erfüllt. Heil den Menschen, die es erleben dürfen, daß „Mein Ideal“ das Ideal der ganzen Menschheit geworden sein wird.